

Carol Duncan: Civilizing Rituals: Inside Public Art Museums

London, New York: Routledge 1995, 178 S., ISBN 0-415-07011-2,
0-415-07012-0 (pbk), \$16.95

Museen hängt ein jämmerlicher Ruf nach. Sind sie nicht Kammern voll toter Objekte, an denen der fahle Staub der Jahrhunderte haftet? Daß sie im Gegenteil hochkomplexe Gebilde sind, die Aussagen machen über die Kultur, in der sie entstehen und weiterbestehen, sowie über gesellschaftliche Formung und Einübung in die Eigenarten einer Gesellschaft – das zeigt die vielschichtige Ana-

lyse der Kunsthistorikerin Carol Duncan. Die Auseinandersetzung des Besuchers mit den Objekten – so argumentiert sie – der Gang durch Zeit und Raum einer Sammlung, die multiplen Seherfahrungen, aber auch die Pausen und Lücken in der Wahrnehmung, lassen den Museumsbesuch zu einer ganzheitlichen Erfahrung werden. So entsteht im Blick des Betrachters ein 'Mehr' an Bedeutung, das der Sammlung allein nicht innewohnt.

Diese 'Totalität' des Museums ähnelt für Duncan der eines Theaterstücks. Der Sammlung an sich – dem Ensemble an raren, kostbaren oder historisch wertvollen Objekten – kommt dabei im Zusammenspiel mit Architektur und Raum die Funktion eines Skripts zu, das es von den Besuchern performativ umzusetzen gilt. Sie werden auf diese Weise – wenn nicht 'Schauspieler' im engeren Sinne, so doch – aktiver Teil eines größeren Ereignisses. Auf ihrer Sinn- und Bedeutungssuche interagieren die Betrachter mit den Objekten der Sammlung nach den Regeln der 'Regisseure', der Museumsmacher – Regeln, die sich in Display und Design des Museums niederschlagen.

Museale Interaktion bedeutet für Duncan immer auch das Anzitiern eines ganzen Schatzes an ritualisierten Verhaltensformen – sogenannte *Civilizing Rituals* – die eine Museumsbegehung erst zu dem machen, was sie ihrer Meinung nach ist: eine Pilgerreise durch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im Zeitraffer. Ihren Vorläufern aus dem Mittelalter gleich folgen die postmodernen Museumspilger einer „structured narrative route through the interior, stopping at prescribed points for [...] contemplation“ (S.12).

Sicher ist Duncan nicht die erste, die diese enge Verbindung zwischen Formen des Rituals und der Museumserfahrung sieht. Dennoch sind diese Erkenntnisse selten so klar und elegant formuliert worden. Innerhalb einer in den letzten Jahren stark angeschwollenen Flut museumswissenschaftlicher Texte zeichnet sich Duncans Arbeit durch einen konsequent verfolgten interdisziplinären Ansatz aus. Auch ohne den Leser mit ausschweifenden theoretischen Überlegungen zu quälen, gelangt die Autorin zu differenzierten und schließlich amüsanten Einsichten.

Stationen ihres Museumsmarathons bilden die Kunstsammlungen des Pariser Louvre und der National Gallery in London, an denen sich der Bedeutungsgehalt und Repräsentationscharakter von Museen für eine Kultur ablesen lassen. Geschichtliche Daten spielen dabei eine Nebenrolle, werden sparsam – ja oberflächlich – eingesetzt, während die vornehmliche Aufmerksamkeit der Autorin den Objekten selbst gilt. Kulturelle Werte ebenso wie politische Aussagen einer Gesellschaft – so behauptet sie – lassen sich ermitteln an Form und Aufbau der Sammlung sowie dem Beziehungsnetz, das die Objekte zueinander ausbilden. Wie an der Entwicklung des Louvre und der National Gallery beispielhaft zu erkennen ist, diente die private Sammlung des 18. Jahrhunderts vor allem den Legitimitätsbestrebungen und der ruhmreichen Selbstdarstellung elitärer Führungskreise. Erst mit Beginn des 19. Jahrhunderts nehmen beide Samm-

lungen den Charakter öffentlicher Museen an und werden damit zum Symbol einer politischen Neuordnung: der eines wohlhabenden Bürgertums, das die gleichen Sammelstücke nun als Symbole eines aufgeklärten Fortschrittsdenkens und nationaler Identitätsbildung nutzt. Veränderungen hinsichtlich der Struktur von Museumssammlungen ebenso wie veränderte Rezeptionsvorgänge seitens des Publikums beeinflussen und modifizieren sich dabei wechselseitig.

Neue, scharfsichtige Einsichten in gender-spezifische Aspekte von Sammlungen eröffnen sich dem Leser überraschend im letzten Kapitel, das von Duncan provokativ mit „It's a man's world“ betitelt wurde. Mit geschliffen feministischer Zunge gelingt es der Autorin, eine unmittelbare Verbindung zwischen der Darstellung von Frauen auf klassischen Bildern der Moderne (de Kooning, Picasso etc.) und Penthouse-Postern an Bushaltestellen in New York zu ziehen. Wieder dienen Sammlungen – spezifischen Strukturen und Ritualen folgend – der Identitätsbildung: diesmal des männlichen Egos. „[T]he ‘women’ themselves“, so schreibt Duncan, „are treated as catalysts or structural supports for the work's more significant meanings: the artist's heroic self-searching, his existentialist courage, his pursuit of new pictorial structures or some other artistic or transcendent end – in short, the mythic stuff of art-museum ritual.“ (S.126)

Dank vielfältiger Perspektivenwechsel gelingt es Duncan, ihren Objekten immer neue Aspekte abzugewinnen. Ihr Buch liefert somit einen lebendigen, längst überfälligen Beitrag zu Fragen individueller und kollektiver Sinnstiftung durch Museumssammlungen (bzw. Sammlungen ganz allgemein) sowie ihrer subtilen Wirkkraft bei der Entstehung kultureller Identität.

Brenda Hollweg (Chemnitz)